

Yong Liang*

Streitfragen, Problemfelder und Perspektiven in der Interkulturalitätsforschung

Disputes, Problems and Perspectives in Interculturality Research

<https://doi.org/10.1515/ifdck-2022-0015>

Zusammenfassung: Angesichts der veränderten Situationen und Bedingungen für interkulturelle Kommunikation (Globalisierung, Migrationsbewegung, digitale Vernetzung etc.) wird in der Interkulturalitätsforschung seit Anfang des neuen Jahrhunderts verstärkt an einer konzeptuellen Neuorientierung gearbeitet. Der vorliegende Beitrag geht exemplarisch-exploratorisch auf die aktuellen Diskurse zum Kultur- und Interkulturalitätskonzept ein und versucht dabei, sowohl die dort ausgetragene Kritik an den „alten“ Konzeptionen als auch die als „neu“ bezeichneten Überlegungen und Ansätze näher zu beleuchten und kritisch zu hinterfragen. Außerdem wird der Frage nachgegangen, warum die neuen Theorien und Modelle kaum in der interkulturellen Praxis umgesetzt werden konnten. Unter den Aspekten eines diskursiv-reflexiven Kulturverständnisses wird schließlich diskutiert, was wir aus den neuen Debatten lernen können.

Stichwörter: Interkulturalität, Neuorientierung, Nationalkultur, Diskursfähigkeit, Perspektivenreflexivität

Abstract: In view of the changed situations and conditions for intercultural communication (globalization, migration, digital networking, etc.), Research in interculturality has been focusing on a conceptual reorientation since the beginning of the new century. In this article, the current discourses on the concept of culture and interculturality are presented and analyzed in an exemplary and exploratory manner, focusing on and critically reflecting the criticism of the “old” concepts as well as the considerations regarding the concepts described as “new”. In addition,

Article Note: Der vorliegende Beitrag ist eine gekürzte und überarbeitete Fassung des Vortrags, den ich am 27. Mai 2022 an der Beijing Foreign Studies University (Institut für German Studies) gehalten habe.

***Korrespondenzautor:** Prof. Dr. Yong Liang, Universität Trier, FB II, Sinologie, 54286 Trier, Germany, zurzeit: Ocean University of China, German Department, 266100 Qingdao, China. E-Mail: liang@uni-trier.de <https://orcid.org/0000-0002-0729-2603>

the issue of why the new theories and models could hardly be implemented in intercultural practice will be addressed. Finally, based on the concept of a discursive-reflective understanding of culture, we will discuss what we can learn from the new debates.

Keywords: interculturality, reorientation, national culture, ability to engage in discourse, perspective-reflexivity

1 Einleitung

In der Interkulturalitätsforschung ist seit Anfang des neuen Jahrhunderts, insbesondere in den letzten zehn Jahren, eine Reihe neuer Ideen und Konzepte entstanden, die in der Fachwelt für heftige Diskussionen, aber auch für Verwirrungen gesorgt haben. Die Bemühungen, in der Erforschung interkultureller Kommunikation neue konzeptuelle und methodische Ansätze zu entwerfen, wurden sowohl von außen als auch von innen verstärkt. Sie wurden zum einen als Antwort auf die – global wie national – veränderten Situationen und Bedingungen für interkulturelle Kommunikation verstanden. Zum anderen waren sie Ausdruck der Bedürfnisse nach einer Neuorientierung innerhalb dieses von verschiedenen Fachdisziplinen bearbeiteten Forschungsfeldes, das sich um die Jahrhundertwende offensichtlich in einer kritischen Phase seiner Entwicklung befand.

Im vorliegenden Beitrag wird zunächst versucht, einige im deutschsprachigen Diskursraum recht einflussreiche Ansätze, die in der konzeptuellen Auseinandersetzung mit interkulturellen Fragestellungen vorgetragen wurden und in gewissem Sinne neue Trends setzten, näher zu beleuchten und kritisch zu hinterfragen. Des Weiteren werden einige Problemfelder in bzw. zwischen der Forschung und Praxis aufgezeigt, um u. a. der Frage nachzugehen, warum die als neu verstandenen Konzepte und Modelle bislang in der Praxis kaum umgesetzt werden konnten. Im Zentrum unseres Interesses steht die Frage, was wir aus den aktuellen Debatten lernen können, einerseits im Hinblick auf die Germanistik in China, andererseits auch im Hinblick auf die Erforschung der interkulturellen Kommunikation im deutsch-chinesischen Kontext.

Wenngleich die Idee mit der interkulturellen Kommunikation ursprünglich aus der US-amerikanischen Forschung stammt, wird die Interkulturalitätsforschung in Europa, insbesondere auch in Deutschland, seit etwa Mitte der 1980er Jahre, mit einer bemerkenswerten Intensität und Breite vorangetrieben. Die in den gegenwärtigen deutschsprachigen Diskursen vertretenen Positionen und Ansätze sind freilich nicht isoliert als „deutsch“ zu betrachten, denn sie korrespondieren in vielen Aspekten und Perspektiven eng mit der „internationalen“ Forschung. Zu

bemerken ist allerdings, dass mit dem Wort „international“ vor allem eine Orientierung an der angloamerikanischen und europäischen Fachwelt gemeint ist. Außereuropäische Forschungsansätze und -aktivitäten wurden bislang nur selten in Betracht gezogen.

2 Globalisierung, Migration und digitale Vernetzung

Als Erklärung für die schnelle Entwicklung der Interkulturalitätsforschung wurden in der Fachliteratur vornehmlich dreierlei Einflussfaktoren genannt. In den 1990er Jahren, als die Forschungsaktivität in diesem Bereich ihren ersten Aufschwung erlebte, wurde in erster Linie die wachsende und andauernde Globalisierung als Beweggrund für die Intensivierung der interkulturellen Forschung genannt. Später rückten die Zunahme von Migrationsbewegungen und die digitale Vernetzung der Menschen und Institutionen weltweit verstärkt ins Blickfeld der Forschung. Alle drei Faktoren werden gerne als prägende Merkmale einer veränderten Welt angesehen, auf die nun die Interkulturalitätsforschung entsprechend reagieren muss. In diesem Punkt scheinen sich die meisten hier zu diskutierenden Überlegungen und Ansätze – auch über die Interkulturalitätsforschung hinaus in weiteren kulturwissenschaftlichen Bereichen – weitgehend einig zu sein. So meint zum Beispiel Adelheid Schumann (2019: 193):

Postmoderne Gesellschaften sind von kultureller Heterogenität und Diversität geprägt, und in der fremdsprachendidaktischen Diskussion begegnet man der Kategorie „Land“ zunehmend mit Skepsis, weil sie in ihrer Eigenschaft als Bezeichnung eines national definierten Raumes der Pluralität kultureller Wirklichkeiten nicht mehr zu entsprechen scheint. Die Räume haben sich wirtschaftlich, politisch und kulturell geöffnet, die fortschreitende Digitalisierung sorgt für raumübergreifende Vernetzungen, weltweite Migrationsbewegungen führen zur Vermischung der Weltbevölkerung und zur kulturellen Hybridisierung von Individuen.

In diesem kurzen Textausschnitt sehen wir eine Reihe von Begriffen, wie etwa „kulturelle Heterogenität“, „Diversität“ und nicht zuletzt die „kulturelle Hybridisierung“, die in den diesbezüglichen Debatten geradezu inflationär verwendet und gerne als zweifelsfreie Beweise für die Notwendigkeit angeführt wurden, Kultur und Interkulturalität neu zu konzeptualisieren.

Tatsächlich wurden in vielen Studien festgestellt, dass die Globalisierung zu einer verstärkten De-Territorialisierung von Institutionen, insbesondere von internationalen Unternehmen geführt hat. Infolgedessen wurde eine gewisse Hybridisierung von Kulturen diagnostiziert, d. h. eine zunehmende wechselseitige

Beeinflussung der Kulturen, in verschiedenen Formen und unter unterschiedlichen Vorzeichen (vgl. Lüsebrink 2005: 3). Konkrete Beispiele findet man leicht und überall sowohl im Berufs- als auch im Alltagsleben. Interessant und besonders herausfordernd sind – neben der sichtbaren materiellen Globalisierung – vor allem die direkte Begegnung bzw. die unmittelbare Zusammenarbeit der Menschen miteinander. Man denke etwa an die multinationalen Arbeits- und Forscherteams, die noch in den 1990er Jahren hauptsächlich in europäischen und amerikanischen Unternehmen und Institutionen vorzufinden waren, heute jedoch auch in international tätigen chinesischen Unternehmen der Normalfall sind. Für ein Studium im Ausland bilden junge Menschen aus China inzwischen nicht nur in den englischsprachigen Ländern, sondern auch in Deutschland seit Jahren die größte Gruppe von ausländischen Studierenden. In Wirtschaftskooperationen waren es vor zwanzig Jahren fast ausschließlich europäische Fach- und Führungskräfte, die von ihren Unternehmen nach China entsandt wurden. Heute findet man an vielen Standorten in Europa chinesische Manager und Fachkräfte, die im Auftrag chinesischer Unternehmen für eine längere Zeit im Ausland tätig sind.

Der Einfluss der Globalisierung ist nicht zu übersehen. Die Frage ist aber, ob und inwiefern unsere Welt dadurch tatsächlich so einerlei geworden ist, dass von „Land“ im Sinne eines Nationalstaates und von „Nationalkultur“ gar nicht mehr die Rede sein kann. Zahlreiche Untersuchungen jüngerer Datums haben gezeigt: Die allseits diagnostizierte Globalisierung bedeutet keinesfalls, dass die Welt (in jeder Hinsicht) mehr und mehr vereinheitlicht wird (Straub/Niebel 2021: 16). Dabei sind vor allem zwei interessante Phänomene zu beachten. Zu nennen ist zunächst die „Lokalisierung des Globalen“. Gemeint ist, dass das Globale in verschiedenen Ländern und Regionen durchaus ihre lokale Ausprägung aufweisen kann. Außerdem ist vielerorts auf der Welt deutlich erkenn- und belegbar, und zwar schon seit den 1990er Jahren, dass mit der Globalisierung zugleich auch das Bedürfnis nach Wahrung der eigenkulturellen Identität und Vielfalt wächst, insbesondere in den Entwicklungs- und Schwellenländern (Liang 1993: 154). Insgesamt ist festzustellen, dass die Globalisierung in verschiedenen Ländern auch sehr unterschiedlich erlebt werden kann. Die Interkulturalitätsforschung hat sich bislang stark auf die durch die Globalisierung herbeigeführten Veränderungen und Verdrängungen kultureller Vielfalt fokussiert, den beschriebenen gegenläufigen Tendenzen jedoch zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

In der deutschen Forschungsliteratur wird – neben Globalisierung – die Migration am meisten als Argument für die Notwendigkeit einer Neuorientierung der Interkulturalitätsforschung angeführt. Die Migrationsbewegung ist ebenfalls ein globales Phänomen, zeigt von ihrer Intensität und von ihrem Ausmaß her jedoch signifikante Unterschiede zwischen verschiedenen Ländern und Regionen. Sie stellt in Deutschland zum Beispiel eine völlig anders dimensionierte Herausforderung

als in China dar.¹ In Deutschland leben heute – nach offiziellen Angaben – 21,5 Mio. Menschen mit Migrationshintergrund. Das bedeutet, dass mehr als jeder fünfte aus einem anderen Land stammt oder einen Vater bzw. eine Mutter mit ausländischer Herkunft hat (Statistisches Bundesamt 2021).

Die Migration bedeutet für beide Seiten, also für Migrantinnen und Migranten wie für die Menschen der Aufnahmegesellschaft eine enorme Anpassungsleistung. Die Politik und Gesellschaft Deutschlands taten und tun sich zum Teil auch heute noch schwer, Deutschland als ein Einwanderungsland zu sehen. Das Problem zeigt sich allein schon in den verschiedenen Ausdrücken für Migration im Deutschen: Für unsere Germanistik-Studierenden in China ist es möglicherweise nicht einfach, zwischen den beiden Wörtern *Einwanderung* und *Zuwanderung* zu unterscheiden. Die beiden Ausdrücke werden zuweilen als Synonyme verwendet, zeigen semantisch und pragmatisch jedoch deutliche Unterschiede.²

Für Germanistik-Studierende im Ausland ist wichtig zu wissen, dass es in Deutschland umfangreiche und vielfältige Integrationsbemühungen gibt, von der deutschen Regierung, lokalen Behörden und nicht zuletzt von Menschen der Zivilgesellschaft. Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass Fremdenfeindlichkeit nach wie vor ein großes Problem in Deutschland darstellt. Nach einigen Studien aus jüngster Zeit hat die Ausländerfeindlichkeit in Deutschland in den letzten Jahren nicht abgenommen, sondern hat erneut zugenommen.³ Vor diesem Hintergrund ist gut nachvollziehbar, warum „Migration“ auch und gerade in der deutschen Interkulturalitätsforschung eine derart prominente Bedeutung eingeräumt wird, die zu manchen sehr streitbaren Begrifflichkeiten und Ansätzen geführt hat, wie wir noch sehen werden.

Der dritte zu erläuternde Beweggrund dafür, die Interkulturalitätsforschung konzeptuell zu überdenken, ist die allgegenwärtige digital-kommunikative Vernetzung der Menschen, die auch die interkulturelle Kommunikation in ihrer Form, Intensität und Reichweite grundlegend verändert hat. Wir können heute trotz ca.

1 Nach dem Ergebnis der siebten Volkszählung Chinas (2021) leben zurzeit 845 697 Ausländer in der Volksrepublik. Das macht lediglich rund 0,06 Prozent von der Gesamtbevölkerung Chinas (1,44 Mrd.) aus. Die Zahl der eingebürgerten Ausländer beläuft sich 2021 auf 16 595 Personen. Diese Daten wurden am 11.05.2021 vom National Bureau of Statistics of China bekanntgegeben (www.stats.gov.cn).

2 Deutschland hat seit Januar 2005 ein „Zuwanderungsgesetz“, womit das Wort *Zuwanderung* auch in die offizielle Verwaltungssprache aufgenommen geworden ist. Erst im März 2020 trat hierzulande ein „Fachkräfteeinwanderungsgesetz“ in Kraft, so dass auch das Wort *Einwanderung* nun einen offiziellen Status bekommen hat, allerdings immer noch mit einer gewissen Einschränkung.

3 Siehe zum Beispiel die im Jahr 2018 veröffentlichten „Leipziger Studien“ (www.boell.de/de/leipziger-autoritarismus-studie) und die Studie vom Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung „Rassismusmonitor“ (www.rassismusmonitor.de).

9000 km Entfernung zwischen Deutschland und China realzeitlich in einer wissenschaftlichen Online-Veranstaltung miteinander kommunizieren. Mithilfe populärer Apps sind auch individuelle Kontaktaufnahme und -pflege sowie die interpersonelle Kommunikation immens erleichtert worden. Wir haben inzwischen völlig andere und neue Möglichkeiten, eine Fremdsprache zu lernen und eine andere Kultur kennen zu lernen. Nicht zuletzt hat sich die Nachrichtenwelt stark verändert. Dank der globalen Informationsübermittlung im Internet kann eine neue Nachricht sekundenschnell jede Ecke auf der Welt erreichen, *fake news* inklusive. Was zum Beispiel in China geschieht, darüber wird oft schon am selben Tag in Deutschland berichtet, andersherum ebenfalls. Die neue Herausforderung, die die digitalen Technologien der interkulturellen Kommunikation stellt, wird zum Beispiel in einem Presstext aus Deutschland deutlich: Am 17. Mai 2022 war in der deutschen Presse ein Bericht unter dem Titel „Fast ein Drittel der Studierenden lebt in Armut“ zu lesen. Einen Tag später tauchte diese Meldung im chinesischsprachigen Internet auf. Was bedeutet nun „Armut“? Wie sollen sich chinesische Leserinnen und Leser vorstellen können, dass rund 30 % aller Studierenden in Deutschland, also in einem Land, das sicherlich zu den reichsten Ländern der Welt gehört, in Armut leben müssen?

Die fortschreitende Digitalisierung stößt auch in der interkulturellen Forschung die Entwicklung neuer Ideen, Themen und Methoden an. Wichtig ist nicht mehr alleine die direkte interpersonale Kommunikation, sondern zunehmend auch die *mediatisierte* Kommunikation in allen ihren Varianten. Auch hier ist interkulturelles Lernen und Handeln gefragt.

3 Hauptkritik- und Streitpunkte in den aktuellen Debatten

Die veränderten Bedingungen für interkulturelle Kommunikation fordern neue Ideen und Ansätze heraus. Das bedeutet verständlicherweise immer auch, die bislang dominierenden Theorien und Methoden kritisch zu hinterfragen. In den aktuellen Debatten gilt die Kritik vor allem den als „kulturkontrastiv“ bezeichneten Konzepten und Studien, wie sie in unterschiedlichen Ausprägungen etwa von Geert Hofstede (Kulturdimension) oder in Deutschland vor allem von Alexander Thomas (Kulturstandards) sowie von zahlreichen Nachfolgeprojekten entwickelt wurden. Das Kulturstandards-Konzept zum Beispiel, insbesondere die darauf basierenden Modelle und Verfahren zum interkulturellen Training, wurden von Jürgen Bolten (2016a: 81) mit folgenden Worten kritisiert:

Rollenspiele und Simulationen mit bipolar konstruierten Kulturen, Culture Assimilator-Übungen, die vorgeben, es gäbe für die Erklärung von interkulturellen Missverständnissen objektiv gültige Lösungen, (National-)Kulturbeschreibungen auf der Basis bipolarer Kategorien- und Dimensionenmodelle. Oder Trainings, die überwiegend mit *critical incidents* zwischen Vertretern ethnischer oder nationalkultureller Gruppen arbeiten und damit nicht nur Kulturalisierungs- und Stereotypisierungsprozesse initiieren, sondern überdies auch den Eindruck vermitteln, interkulturelle Begegnungen seien per se krisengefährdet.

Die Kritik an den tatsächlichen oder vermeintlichen Schwächen bzw. Fehlleistungen der bisher dominierenden Forschungsansätze bezieht sich im Wesentlichen auf die folgenden Aspekte.

3.1 Homogenisierung

Ein Großteil der kulturvergleichenden Untersuchungen geht von der Feststellung grundlegend verschiedener Kulturstandards, Kommunikationsstile und Verhaltensweisen in unterschiedlichen Kulturen aus und leitet hieraus potentielle Probleme und Konflikte in der interkulturellen Kommunikation ab.⁴ In dem neuen Diskurs wird diese Vorgehensweise gerne und generell als „homogenisierend“ bezeichnet, da sie, so der Kernkritikpunkt, die Heterogenität und Diversität unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen innerhalb einer Kultur ausblendeten. Dazu schreiben zum Beispiel Peter Haase und Michaela Höller (2017: V) aus dem Bereich Deutsch als Fremdsprache:

Homogenisierende Konzepte von Nationalkulturen müssen kontinuierlich infrage gestellt und heterogene Sichtweisen, in denen Mehrsprachigkeit, fluide Grenzen und multiple Identitäten vorherrschen, angenommen werden. Binäre Denkstrukturen, in denen die *eigene* mit der *fremden* Kultur verglichen wird, sollten bewusst erweitert und so für ein polymorphes Kulturverständnis gewonnen werden.

Im Gegensatz zu dem oft als „veraltet“ attestierten Kulturverständnis wird in dem neuen Diskurs ein Ansatz vertreten, der den Vorstellungen einer *Transkulturalität* schon sehr nah steht, nach denen man „gar nicht bei der Beziehung zwischen

4 Die vor allem in der Kulturanthropologie, Sozialpsychologie und Wirtschaftswissenschaft angesiedelten *kulturkontrastiven* Ansätze werden nicht selten als Gegensatz zu den sogenannten *interaktionistischen* Ansätzen, die zumeist auf linguistischen Analysemethoden basieren, gesehen. Die ersteren analysieren vorrangig die dem Handeln und Verhalten der Kommunikationsteilnehmer zugrunde liegenden unterschiedlichen Werte, Symbolsysteme, Rituale und Verhaltensmuster, während die letzteren schwerpunktmäßig auf den Prozesscharakter interkultureller Interaktionssituationen zielen (vgl. Lüsebrik 2005: 43–45).

voneinander abgegrenzten Kulturen und ihren Angehörigen ansetzt, sondern von vornherein beim grundsätzlichen Verständnis einer nach allen Seiten offenen, andauernd im Fluss befindlichen kulturellen Praxis“ (Straub/Niebel 2021: 36).

Es ist heute fast schon stereotyp, in diesem Diskurskontext zu betonen, dass es ebenso wenig „den Deutschen“ wie „den Chinesen“ gibt. Die Betonung der inneren Differenzierung und der individuellen Ausprägung ist sicherlich sinnvoll. Aber sie bietet, wie Stephanie Rathje (2016: 13) zu Recht bemerkt, „jedoch wiederum keine schlüssige Erklärung für den ebenso offensichtlichen Zusammenhalt von Kulturen, der gerade für die Untersuchung interkultureller Kompetenz wichtig ist.“ Es ist für die Interkulturalitätsforschung auch sinnvoll und nützlich zu fragen, ob es neben allen Differenzen etwas gibt, was zum Beispiel den Deutschen oder zumindest den meisten Deutschen gemeinsam ist, und etwas, was die Einheit in der Vielfalt ausmacht, wie Veronika Fischer (2003: 168) es formuliert: „Was hält die teils konträren, divergierenden kulturellen Systeme in einer Gesellschaft zusammen? Gibt es eine Art gemeinsame Kultur, die alle Mitglieder einer Gesellschaft eint bzw. auf die sich alle zu verpflichten haben?“ Es müsste zur Aufgabe der Interkulturalitätsforschung gehören, sowohl das Individuell-Differenzierende als auch das Allgemein-Verbindende innerhalb einer Kultur zu ermitteln und erklären.

3.2 Essenzialisierung

In engem Zusammenhang mit dem Vorwurf einer „Homogenisierung der Kultur“ wird im aktuellen Diskurs weiterhin ein Substanzverständnis von Kultur kritisiert, das zum Beispiel in dem Versuch zum Ausdruck kommt, die Essenz einer Kultur zu ermitteln (wie z. B. Kulturstandards) und diese als objektiv gültige Problemlösungen für interkulturelle Kommunikation einzusetzen. Nicht nur in der Interkulturalitätsforschung, sondern auch in allen Fächern der Humanwissenschaften hat, wie Adelheid Hu (2019: 20) beobachtet, „eine intensive Dekonstruktion der althergebrachten essentialistisch-objektivistischen Konzeptionen stattgefunden.“

Es steht außer Frage, dass komplexe Kulturen in der heutigen Zeit nicht nur in sich differenziert sind, sondern sich auch ständig verändern und weiterentwickeln. Daher muss man bei der Kulturanalyse immer auch mit individuellen und gruppenbezogenen Unterschieden bzw. Abweichungen innerhalb einer Kultur und Gesellschaft rechnen. Aber gibt es heute deshalb gar nichts mehr, was die Menschen einer Kultur gemeinhin und auf eine besondere Weise auszeichnet? Gelten Aussagen wie *Deutsche sind regelorientiert* im interkulturellen Kontext gleich als sinnlos oder gar irreführend, da sie eine Kultur unangemessen essenzialisieren?

Wenn wir etwa von *deutscher Pünktlichkeit* sprechen, so legen die meisten Deutschen tatsächlich großen Wert darauf, und zwar sowohl im beruflichen

als auch im privaten Alltagsleben. Es gibt natürlich Ausnahmen, zum Beispiel der öffentliche Schienenverkehr in Deutschland, der inzwischen leider oft von Unpünktlichkeit geplagt ist. Und was ist mit der Aussage *Deutsche sparen gerne und viel*? Eine Umfrage der ING-DiBa 2021 zeigt, dass Deutsche beim Geldausgeben nach wie vor Disziplin haben. Immerhin haben heute rund 70 Prozent der deutschen Bürgerinnen und Bürger Rücklagen. Freilich muss man sich das Sparen auch leisten können. Auch in Deutschland müssen viele Menschen im Alltag sehr genau kalkulieren (May 2021: 24–25). Es ist wohl nicht falsch zu sagen, dass Deutsche gerne sparen, sicher nicht alle, aber eben die meisten.

Wenn wir also von Besonderheiten einer Kultur sprechen, geht es normalerweise nur um eine gewisse Tendenz, eine Art Richtgröße. Die oben als Beispiele angeführten Aussagen, wie sonstige Aussagen dieser Art, machen außerdem nur dann Sinn, wenn sie aus einer kulturvergleichenden Perspektive gesehen und interpretiert werden. Bei interkulturellen Begegnungen können sie durchaus eine gewisse Orientierungshilfe leisten, wenn sie im gegebenen Kontext näher erklärt und weiter differenziert gesehen werden.

Jeder Versuch, eine Kultur bzw. ein kulturelles Phänomen zu beschreiben und zu charakterisieren, bedeutet immer auch eine gewisse Reduktion ihrer Komplexität. Daher sollte man die Ergebnisse solcher Bemühungen nicht verabsolutieren. Aber man sollte auch nicht jeden Versuch – etwa in der Auslandsgermanistik und nicht nur dort –, mögliche Besonderheiten der deutschen Kultur zu ermitteln und zu beschreiben, gleich als Essenzialisierung und Homogenisierung brandmarken.

3.3 Binärkonstruktion

Die „Binärkonstruktion“ ist ein weiteres Schlagwort, das in dem gegenwärtigen Diskurs zur Kritik am „überholten“ Kulturverständnis oft auftaucht. Gemeint ist, zwei an einer interkulturellen Kommunikation beteiligten Kulturen (und ihre Akteure) als gegensätzlich bzw. trennend (etwa Eigenes vs. Fremdes) zu betrachten. Während in dem vorhin zitierten Text noch von einer bewussten Erweiterung der binären Denkstrukturen die Rede ist, wird diese in einem weiteren Beitrag kategorisch negiert:

[...], dass eine Unterscheidung zwischen Eigen- und Fremdkultur, zwischen einem „Wir“ und den „Anderen“ weder kulturtheoretisch noch mit Bezug auf die gegenwärtigen Lebenswirklichkeiten haltbar ist (vgl. z. B. Altmayer 2008). In besonderem Maße problematisch ist unreflektiertes kontrastives und komparatistisches Vorgehen: Dieses reproduziert ein Kultur-Inseld Denken, [...] (Schweiger/Hägi/Döll 2015: 5).

Aber ist es tatsächlich sinnlos, mögliche Unterschiede zwischen den Kulturen zu identifizieren und zu analysieren? Ist es sachlich unbegründet, sich mit kulturellen Identitäten auseinanderzusetzen? Wir kennen auch aktuell zahlreiche kulturvergleichende Untersuchungen, die einen wichtigen Beitrag zur Ermittlung und Erklärung der Interkulturalität leisten können. Mitunter ist es auch für eine wissenschaftliche Interkulturalitätsforschung „legitim, manchmal sogar notwendig und oft nützlich, kulturelle Lebensformen (Werte, Normen, Gewohnheiten usw.) voneinander zu unterscheiden“ (Straub/Niebel 2021: 34).

Das Problem mit den binären Denkstrukturen wurde des Öfteren im Hinblick auf den Umgang mit den Migrationsbewegungen diskutiert. Wenn nicht mehr zwischen der eigenen und der fremden Kultur unterschieden werden kann und soll, ist es nur folgerichtig, einige weitere, in der bisherigen interkulturellen Praxis gängigen Konzepte wie zum Beispiel „Enkulturation“ und „Akkulturation“ in Frage zu stellen (vgl. Alleemann-Ghioda 2019: 34). Im Trend ist hingegen die Rede von Mehrkulturalität und Mehrsprachigkeit.

Es ist wohl richtig, dass zumindest für einen (nicht mehr so kleinen) Teil der Gegenwartsgesellschaft Deutschlands die beiden Prozesse nicht monokulturell bzw. einsprachig erfolgen. Nicht nur in Mischehen, sondern zum Beispiel auch in Migrantenfamilien kann die „Akkulturation“ der immigrierten Eltern bzw. Ehepartner, also das Hineinwachsen in die deutsche Kultur, eine besondere Herausforderung bedeuten, auf die mehr als nur eine Kultur ihren Einfluss hat. Auch die „Enkulturation“ ihrer Kinder in die deutsche Gesellschaft findet in einem besonderen Spannungsfeld statt, etwa zwischen der familiären und der schulischen Erziehung. Das Ergebnis ist in beiden Fällen offen und vielfältig, also nicht über einen Kamm zu scheren. Es ist in aller Regel kein konfliktfreier Prozess, in dem die Migrantinnen und Migranten die durch ihre ursprüngliche Heimatkultur geprägten Lebensgewohnheiten und -vorstellungen nicht ohne weiteres abschütten können, auch wenn sie das wollen. Hierbei ist eine Identifikation mit der (möglicherweise noch) eigenen und der (vorerst) fremden Kultur nicht nur kaum vermeidbar, sondern kann für die Entwicklung eines interkulturellen Problembewusstseins sogar förderlich sein.

3.4 Strukturorientierung

Der „traditionellen“ Interkulturalitätsforschung wurde in den aktuellen Debatten außerdem oft vorgeworfen, dass sie zu sehr auf die „Strukturen“ (Werte, Symbolsysteme, Verhaltensmuster etc.) fixiert sei und den Prozesscharakter der interkulturellen Kommunikation vernachlässige. Es wurde daher bezweifelt:

ob die bisherigen vergleichenden Untersuchungen für die Praxis interkultureller Kommunikation so relevant sind, wie sie erscheinen. Vor allem dann, wenn Interaktionssituationen zwischen Vertretern der untersuchten Kulturen über die Phase der Erstbegegnung hinausgehen, ergeben sich nicht nur die in manchen kulturvergleichenden Untersuchungen einschränkend projektierten wechselseitigen Anpassungen, sondern auch die Reaktion auf Anpassungsleistungen der co-participants, d. h. ein System der Reaktion auf die Reaktion mit lokalen Konventionalisierungstendenzen. (Müller-Jacquier 2004: 106–107)

Hierbei wird zu Recht auf die Dynamik interkultureller Interaktionen hingewiesen. Die Betonung des dynamischen Prozesscharakters ist auch deshalb von Bedeutung, da unser Verhalten im Umgang mit fremdkulturellen Partnern nicht nur durch die im eigenkulturellen Kontext erworbenen Kommunikationsregeln geprägt ist, sondern auch durch Fremderfahrungen gemeinschaftlicher und individueller Art beeinflusst wird. Es kann zwischen dem vorgeprägten Kulturwissen über das Gegenüber und den in einer realen Kommunikationssituation beobachteten bzw. erlebten Aktionen und Reaktionen des Interaktionspartners durchaus ein Spannungsfeld entstehen, das von den beteiligten Akteuren viel interkulturell qualifizierte Anpassungs- aber auch Korrekturleistungen verlangt (vgl. Liang 2003: 188).

Es ist allerdings zu bemerken, dass eine alleinige Fokussierung auf den Prozesscharakter der interkulturellen Kommunikation ebenfalls zu kurz gegriffen ist. Das wäre dann so, als bräuchten wir, wenn wir kochen lernen, nur zu beobachten, wie ein Gericht geköchelt wird, ohne zu wissen, welche Eigenschaft und Qualität das Kochmaterial hat. Wenn die „Zubereitung“ ein Prozess ist und die Mischung von verschiedenen Geschmackswerten einen Prozess darstellt, kann all das ohne ein Wissen über das Kochmaterial und die verschiedenen Zutaten nicht zu einem guten Ergebnis führen. Für die interaktionistisch orientierten Studien ist daher wichtig, den Einfluss der kulturell bedingten Wertevorstellungen und Handlungsmuster auf das Kommunikationsverhalten der Beteiligten nicht zu vernachlässigen. Sonst wäre man gar nicht in der Lage, das Dynamische, Interaktive und Zwischenkulturelle zu identifizieren und zu beschreiben.

3.5 Nationalkulturelles Denken

In den aktuellen Debatten geht es schließlich, wie schon seit Jahrzehnten immer wieder, um ein Kulturverständnis, das der Interkulturalitätsforschung zugrunde gelegt werden soll. Im Fokus der Auseinandersetzung steht der Begriff „Nationalkultur“, der, wie wir in den oben zitierten Textstellen bereits mehrfach gesehen haben, zur Zielscheibe vehementer Kritik geworden ist. Es wurde hier grundsätzlich die Frage gestellt, ob wir heute in der interkulturellen Forschung und Praxis überhaupt noch von „nationalen Kulturen“ sprechen können und dürfen, also von

der *deutschen Kultur*, von der *chinesischen Kultur* etc. Die Kritik kommt mehrheitlich vonseiten einiger fremdsprachenphilologischer Fächer (z. B. Deutsch als Fremdsprache). So schreibt Elke Bosse (2011: 33):

Für die Untersuchung interkultureller Kommunikation bedeutet der sprachwissenschaftlich fundierte, prozessorientierte Kulturbegriff eine Überwindung der wenig zeitgemäßen Tendenz interkultureller Forschung, kulturelle mit nationalstaatlichen Grenzen gleichzusetzen und damit vornehmlich Unterschiede zwischen Nationalkulturen als Voraussetzungen interpersonaler interkultureller Kommunikation zu fokussieren.

hier

Nicht selten wurden die weltweit neuen Entwicklungen (Globalisierung, Migration, digitale Vernetzung), die wir vorhin kurz skizziert haben, als Argumentationsstütze herangezogen, um deutlich zu machen, dass ein nationalstaatlich orientierter Kulturbegriff nicht mehr zeitgemäß sei oder zumindest in Frage gestellt werden müsse. Diese Auffassung ist oft auch außerhalb der Interkulturalitätsforschung vertreten, selbst dort, wo gegen jeglichen interkulturellen Ansatz opponiert wird. Claus Altmayer (2017: 10) vertritt zum Beispiel die Meinung:

[...], die uns aus den Diskussionen über das Interkulturelle ja bekannte Auffassung, dass es sich bei *Kulturen* um meist national definierte Gruppen von Menschen handelt, die bestimmte Gemeinsamkeiten teilen und sich von anderen Gruppen mehr oder weniger klar abgrenzen lassen, wird so nicht mehr vertreten.

Für ihn sind „mit der fortschreitenden Globalisierung herkömmliche Begriffe und Kategorien wie *Land*, *Nation* oder *kulturelle Identität* fragwürdig geworden“ (Altmayer 2017: 3). Diese Position ist in bestimmten Kreisen der Lehrenden und Forschenden weit verbreitet. Wir lesen in einem weiteren Beitrag:

Die inhaltlichen Gewissheiten der Landeskunde in Form eines eindeutigen Bezuges zu nationalstaatlich definierten Ländern bzw. sprachlich definierbaren Kultur- und Kommunikationsräumen sind unter dem Einfluss der Globalisierung in den vergangenen Jahrzehnten ins Wanken geraten. (Schumann 2019: 193)

Ausgerechnet in der „Landeskunde“, die einen wichtigen Teil des fremdsprachlichen Deutschunterrichts bildet, wird die Kategorie „Land“ von einigen Fachvertretern grundsätzlich in Zweifel gezogen. Auch Altmayer (2017: 10) wendet sich von der Bezeichnung „Landeskunde“ ab und spricht stattdessen „von *Kulturstudien* bzw. von *kulturbezogenem Lernen*“. In dem von ihm entworfenen Modell

werden die Gegenstände kulturbezogenen Lernens nicht mehr an herkömmliche Konstrukte wie *Land*, *Nationalstaat* oder *Territorium* gebunden, sondern an Sprache und (thematische) Diskurse. Wir sprechen daher auch nicht mehr von *deutscher Kultur* oder der *Kultur des*

deutschsprachigen Raums oder der *deutschsprachigen Länder*, sondern allenfalls von der *Kultur der deutschsprachigen Diskurse* und meinen damit die kulturellen Deutungsressourcen oder Deutungsmuster, die in deutschsprachigen Diskursen verwendet werden, um Verständigung zu ermöglichen. (Altmayer 2017: 13)

Eine grundsätzliche Ablehnung des Nationalkultur-Begriffs scheint in den fremdsprachenphilologischen Fächern wie auch in der momentanen Interkulturalitätsforschung ein allgemeiner Trend zu sein. Dennoch darf gefragt werden, ob die Leugnung jedes nationalkulturellen Bezugs förderlich für den interkulturellen Lernprozess ist. Man muss ja bedenken, dass die nationalkulturelle Identität für Deutschlernende aus einem anderen Land eine andere Bedeutung haben kann als für die oben zitierten Autorinnen und Autoren. Auch Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern im Ausland könnte es schwerfallen, sich selbst und den Lernenden zu vermitteln und zu erklären, warum nicht mehr von „deutscher Kultur“, von „Deutschland und Deutschen“ die Rede sein kann.

Es wäre interessant herauszufinden, ob die zuweilen als „Paradigmenwechsel“ reklamierte Sichtweise empirisch belegbar ist und als eine begründete Antwort auf die veränderte Welt aufgefasst werden kann. Oder handelt es sich dabei eher um eine ideologisch verhaftete Positionierung, da die Kulturtheorie in Deutschland, wie Alois Moosmüller (2020: 29) darlegt, schon seit langem von rechts wie von links bekämpft werde. Oder ist das vielmehr ein „typisch deutsches Problem“. Denn „Nation“ ist in Deutschland aus verständlichen Gründen ein schwerer und höchst umstrittener Begriff. Nach Aleida Assmann (2021) gibt es an deutschen Universitäten schon „seit 30 Jahren die Tendenz, die Nation zu tabuisieren.“ Auf jeden Fall müsste man gerade in einem Fach wie Deutsch als Fremdsprache davon ausgehen, dass Germanistik-Studierende in verschiedenen Ländern durchaus unterschiedliche Vorstellungen von „Nationalstaat“ bzw. von „Nationalkultur“ haben können.

4 „Neu Denken“ und sein Dilemma – eine kritische Betrachtung

Mit der Kritik an den „alten“ Kultur- und Interkulturalitätskonzepten wurde in den aktuellen Debatten wiederholt eine Neuorientierung gefordert, deren zentrale Aspekte, wie sie aus den vorhin zitierten Arbeiten zu entnehmen sind, Jan-Oliver Eberhardt (2013: 92) wie folgt zusammenfasst:

Um diesen gesellschaftlichen Entwicklungen und der daraus resultierenden kulturellen Heterogenität und Komplexität gerecht zu werden, ist eines der wesentlichen Kennzeichen aktueller diskursiv-reflexiver Kulturkonzeptionen in der Konzentration auf „Differenzen,

Widerstreit, Synkretismus, Hybridität sowie idiosynkratische Deutungsmuster“ (Hu 2003: 55) sowie auf „Überlappung, Vielschichtigkeit, Dynamik, Kreativität, Unabgeschlossenheit“ (Hu 2007: 22). Damit wenden sie sich in verschärfter Form gegen die Vorstellung von homogenen, abgrenzbaren, statischen Kulturen und distanzieren sich zugleich vom gewichtigen Einfluss nationaler Kollektive: [...].

Auffallend ist hier eine Anhäufung von Begrifflichkeiten, die Leserinnen und Lesern, für die Deutsch eine Fremdsprache ist, möglicherweise Schwierigkeiten bereiten könnte, wenn es darum geht, zu verstehen, was der Verfasser sagen wollte. Nichtsdestotrotz zeigt uns der kurze Textausschnitt deutlich, wie in diesem Diskurskreis zuweilen mit bestimmten Schlagwörtern verpflichtend argumentiert wird.

Ein neues Schlagwort ist „Neu Denken“, geprägt nicht zuletzt durch das Sonderheft, das die Fachzeitschrift *interculture journal* 2016 dem Thema „(Inter-)Kulturalität neu denken“ gewidmet hat. Nach Auffassung des Herausgebers Jürgen Bolten zeichnen sich in der Interkulturalitätsforschung unverkennbar neue Tendenzen ab:

Ähnlich wie beim Kulturbegriff hat sich auch beim Begriff *Interkulturalität* das Bedeutungsspektrum in den vergangenen Jahren deutlich differenziert. In beiden Fällen lässt sich pars pro toto eine Verschiebung von primär strukturorientierten, homogenisierenden Lesarten hin zu prozessualeren, offeneren Verständnissen und mehrwertigen Argumentationslogiken feststellen: Monoperspektivische, auf Nationalkulturelles beschränkte Sichtweisen weichen komplexen Auffassungen, die kulturelle Mehrfachzugehörigkeiten sowie Netzwerkorientierungen einschließen und davon ausgehen, dass kulturelle Akteursfelder nicht eindeutig abgrenzbar sind; [...]. (Bolten 2016a: 76)

Wenn man sich nun einen Überblick über die Forschungsbeiträge der neu Denkenden aus den letzten Jahren verschafft,⁵ kommt man zu der Frage, ob das *Neu Denken* zur weiteren Theoriebildung der Interkulturalitätsforschung hat beitragen können, und nicht zuletzt, ob und inwiefern die Neuorientierung zu Ergebnissen geführt hat, die in der interkulturellen Praxis Anwendung finden oder dieser zumindest förderlich sein können.

Die Antwort fällt im Bereich des interkulturellen Trainings eher ernüchternd aus. Dort taucht mit dem *Neu Denken* offenbar ein neues Dilemma auf: Trainingsmaterialien, die das *Neu Denken* von Kultur und Interkulturalität umzusetzen helfen sollen, so hat Jürgen Bolten (2016a: 76) festgestellt, „existieren – zumindest in öffentlich zugänglicher Form und insbesondere für den Bereich der Erwachsenenbildung – bislang nur in sehr begrenztem Umfang. Notgedrungen greift man dann doch auf alte Materialien zurück, behilft sich mit Faceliftings oder mit dem

⁵ Eine Reihe von diesbezüglichen Beiträgen hat Bolten (2016b: 30) aufgelistet.

Hinweis auf die eingeschränkte Gültigkeit des Materials.“ Auch für Jürgen Henze (2020: 75) scheint im Hinblick auf die neuen Ansätze „die aktuelle internationale Trainingspraxis bislang aber noch keine insgesamt befriedigende Antwort gefunden zu haben.“

Woran liegt das? Die Gründe für die ausgebliebenen Erfolge des *Neu Denkens* in der interkulturellen Trainingspraxis sind wohl nicht bei Trainern bzw. Trainees zu suchen, etwa wegen eines fehlenden Problembewusstseins. Nach Jürgen Bolten ist der Paradigmenwechsel längst auch in der Praxis weitgehend angekommen. Nach seiner Darstellung sind die Praktiker inzwischen mehrheitlich skeptisch gegenüber den „alten“ interkulturellen Trainings, „die sich auf Nationalkulturen fokussieren, diese holzschnittartig darstellen und suggerieren, dass ein Wissen um Dos und Don'ts effizientes Handeln garantiert“ (Bolten 2016a: 76). Oder liegt der unbefriedigende Zustand möglicherweise an einer eingeschränkten didaktischen Umsetzbarkeit der neuen Theorien? Nach Einschätzung von Jürgen Henze (2020: 68) besteht die Schwierigkeit für die Praktiker vor allem darin, „mit diesen hochkomplexen Perspektiven für definierte Zielgruppen und für partiell erfassbare Situationen in geeigneter didaktischer Form Sensibilisierung oder Routinenvorbereitung erfolgreich zu gestalten.“ Es wäre allerdings auch sinnvoll zu überprüfen, ob die genannten Probleme darin bestehen könnten, dass die neuen Konzepte den realen Situationen der interkulturellen Kommunikation und Kooperation sowie den praktischen Bedürfnissen und Erwartungen der Beteiligten zu wenig Aufmerksamkeit schenken.

Bezeichnenderweise findet man auch im Hochschulbereich offenbar eine ähnliche Situation vor; in der die neu gedachte Kulturkonzeption bislang kaum Anklang in der Praxis finden konnte:

In der Praxis des Deutschen als Fremd- und Zweitsprache spiegeln sich diese theoretischen Überlegungen aber bis dato kaum wider; wie beispielsweise an Lehrmaterialien oder Curricula zu sehen ist, in denen immer noch Faktorenwissen und interkulturelle Ansätze dominieren und möglicherweise brisante Diskurse ausgeblendet werden. (Haase/Höller 2017: V)

Auch hier klappt zwischen den akademischen Vorstellungen und der Bildungspraxis offenbar eine bedenkenswerte Lücke. Claus Altmayer, der sich für eine Neuorientierung der „Landeskunde“ im fremdsprachlichen Deutschunterricht eingesetzt hat, beklagt sich ähnlich:

Vor allem die im Kontext einer interkulturellen Landeskunde formulierte Position, wonach wir es in der Landeskunde primär mit der Sensibilisierung der Lernenden für Fremdes und mit der Vermittlung von „Fähigkeiten, Strategien und Fertigkeiten zum Umgang mit fremden Kulturen“ (ABCD-Thesen 1990, 61) zu tun haben, gilt heute als Status quo, den die Landeskundediskussion zur Jahrhundertwende erreicht hatte. Und allen Bemühungen einer Moder-

nisierung unter dem Etikett einer *kulturwissenschaftlichen* Landeskunde zum Trotz gibt diese Position von Ende der 1980er Jahre zumindest in Bezug auf die Praxis des landeskundlichen Unterrichts auch 2017 noch den Stand der Dinge wieder. (Altmayer 2017: 5)

Diese Erfahrung, die in einem nicht gerade interkulturell motivierten Fachkreis gemacht wurde, könnte uns Anlass geben, das neu gedachte Kultur- und Interkulturalitätskonzept erneut gründlich zu überdenken. Auf jeden Fall hätten die neu denkenden Interkulturalitätsforscher ein wenig selbstkritisch sein und sich fragen können, ob das Dilemma nicht auch in den neuen Konzeptionen selbst liegen könnte.

Die als *Neu Denken* gekennzeichneten Beiträge haben uns zweifelsohne viele interessante Ideen und Anregungen geliefert, insbesondere im Hinblick auf die neuen Herausforderungen in der veränderten Welt. Aber sie zeigen uns auch – neben den im letzten Kapitel diskutierten Einzelaspekten – einige grundlegende Probleme. Zu nennen ist zunächst ein durchgängig monoperspektives Denk- und Interpretationsmuster, welches deutlich einer Ausschlusslogik folgt. Dabei kritisiert man zwar – nicht zu Unrecht – die strikten „Binärkonstruktionen“ (z. B. Eigenkultur vs. Fremdkultur), schafft aber wiederum neue, einander gegenseitig klar ausschließende Positionen: Homogenität vs. Heterogenität, Struktur vs. Prozess, statisch vs. dynamisch, essenzialistisch-objektivistisch vs. diskursiv-reflexiv und vieles mehr. Als könnten wir im Modus eines Schwarz-Weiß-Denkens die in der interkulturellen Forschung und Praxis bestehenden Probleme erklären und bewältigen.

Kritisch zu sehen ist außerdem der fehlende Austausch zwischen verschiedenen Denkrichtungen und Fachdisziplinen. Die für Auslandsgermanistik oft schwer durchschaubaren Szenen zwischen verschiedenen akademischen Schulen haben der Forschung eher geschadet als genützt, wenn sie, wie Jürgen Henze (2020: 58) zu Recht kritisiert, „den diskursiven Austausch eher meiden und/oder die jeweils anderen Positionen komplett ablehnen. Im Ergebnis bilden sich voneinander weitgehend isolierte Deutungskollektive, die eher unverbunden in ihren Bezugswissenschaften verbleiben.“

Problematisch ist schließlich, dass es im aktuellen Diskurs zur Interkulturalität, wo die Vorstellung von einer fluiden, grenzfreien und stets flexibel zu deutenden Kultur vorherrscht, nicht einfach zu sein scheint, gegen diesen Trend zu argumentieren. Alexander Thomas (2011: 104) gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken:

Manche Wissenschaftler haben sich bereits von den tradierten Kulturkonzepten verabschiedet, sehen Nationen, Gesellschaften, Kulturen, Ethnien usw. in Auflösung begriffen und thematisieren eine neue für die gegenwärtige Zeit geltende Kategorie: „hybride Kulturen“. Wer demgegenüber noch von Kultur, kultureller Einheit spricht, wer von nationalen Kulturen oder einer europäischen Kultur oder europäischen Kulturen mit gemeinsam geteilten Werten und Normen redet, habe die Zeichen der Zeit (noch) nicht verstanden und müsse sensibilisiert und belehrt werden.

Es wäre wünschenswert, zwischen verschiedenen Konzeptualisierungen mehr auszutauschen, statt, wie Alois Moosmüller (2007: 49) bemerkt, der Pauschalkritik am „veralteten“ Kulturbegriff verschämt beizupflichten. Denn bei aller berechtigten Betonung der Hybridität und Diversität der Kulturen in der heutigen Welt sollten wir auf der anderen Seite, wie Klaus F. Geiger (2003: 173) betont: „die Beharrungskraft von Traditionen nicht unterschätzen, auch nicht die widerständige Kraft kollektiver, insbesondere auch (im Nationalstaat hergestellter) nationaler, Mentalitäten.“ Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass nationalkulturell geprägtes Denken und Handeln auch in unserer globalisierten Welt nach wie vor ihren Bestand haben.

In der zurzeit immer noch andauernden Corona-Pandemie haben wir gesehen, dass es sich tatsächlich um ein gezwungenermaßen globales Phänomen handelt. Aber die Reaktionen auf diese Jahrhundertkrise sind in verschiedenen Ländern höchst unterschiedlich. Christoph Barmeyer und Julia Brede (2020) haben in einer kulturvergleichenden Untersuchung dargelegt, wie einzelne Länder in Europa, Amerika und Asien recht unterschiedlich mit der weltweiten Corona-Pandemie umgegangen sind, und dabei eine gewisse Beständigkeit kultureller Besonderheiten beobachtet. Basierend auf den Ergebnissen der empirischen Studie stellen sie fest:

Trotz aller in den letzten Jahren geführten Diskurse zur Globalisierung und Transkulturalität und der damit geglaubten Einebnung und Annäherung kultureller Unterschiede, deutet vieles darauf hin, dass Länder ihre spezifischen – kulturell und institutionell begründeten – Lösungsstrategien hinsichtlich Bedrohungen und Krisen finden. Der Nationalstaat, vor allem in Form des staatlich-politischen Krisenmanagements der jeweiligen Regierungen, aber auch als Ausdruck gesellschaftlicher Verhaltensweisen und Mediendiskurse, hat sich als äußerst relevant und resistent erwiesen und scheint postmodernen Überlegungen der Hybridisierung, Fluidisierung oder gar nationalkultureller Auflösung, standzuhalten. (Barmeyer/Brede 2020: 73)

Die Ergebnisse dieser empirischen Studie mögen uns Impulse geben, nach einem Forschungsmodus zu streben, der nicht auf eine einseitige Perspektivierung fixiert ist, sondern unterschiedliche Denkrichtungen, ob „alt“ oder „neu“, zulässt. Auf diese Weise haben wir durchaus gute Chancen für eine erfolgreiche Weiterentwicklung der Interkulturalitätsforschung, vor allem, wenn wir bereit sind, interkulturell voneinander zu lernen.

5 Was können wir aus den aktuellen Debatten lernen?

Die aktuellen Debatten zur Interkulturalitätsforschung zeigen insgesamt eine Vielzahl von konzeptuellen Überlegungen und Entwürfen, mit denen wir uns exemplarisch-exploratorisch auseinandergesetzt haben. Diese kritische Auseinandersetzung soll schließlich dazu dienen, zu überprüfen, was wir daraus lernen können, etwa für die Germanistik in China und im Allgemeinen für die heutige und zukünftige Entwicklung dieses Forschungsfeldes. Abschließend wird nun versucht, dieser Frage nachzugehen, und zwar mit einer Diskussion der folgenden drei Überlegungen.

5.1 Eine mehrdimensionale Betrachtungsweise

Die in den neueren Studien an vielen Stellen besonders betont vorgebrachten Hinweise, dass Kulturen in der heutigen Welt nicht mehr als geschlossene und homogene Systeme mit verbindlichen und unveränderten Werten, Symbolen und Handlungsmustern zu verstehen seien, sind ernst zu nehmen. Wenn wir zum Beispiel das Verbindende und das Gemeinsame in einer (National) Kultur ermitteln, sollten wir die mögliche Heterogenität und Diversität innerhalb der zu analysierenden Kultur nicht aus den Augen verlieren. Wenn wir nach Besonderheiten einer Kultur fragen, sollten wir ihre Veränderungsdynamik und ihre Variationsmöglichkeiten in gegebenen Situationskontexten nicht vergessen.

Wir brauchen insgesamt eine mehrdimensionale Denk- und Sichtweise, die uns ermöglicht, die oben diskutierten verschiedenen, für die interkulturelle Kommunikation wichtigen Aspekte nicht ständig als diametrale Gegensätze zu sehen, sondern, wo immer möglich, integrativ zu behandeln. Statt *versus* kann man in vielen Fällen durchaus ein *und* einsetzen.

Nehmen wir das Begriffspaar *Struktur* und *Prozess* als Beispiel, das in den neueren Studien nicht selten als zwei gegensätzliche Aspekte interpretiert wurde, also im Sinne von *statisch* vs. *dynamisch*. Aber die beiden Aspekte können, wie wir oben gezeigt haben, überaus in einem komplementären Verhältnis gesehen werden. Alois Moosmüller (2007: 49–50) hat frühzeitig darauf hingewiesen, dass interkulturelle Kommunikation „mit beiden, dem Prozessaspekt wie auch mit dem Strukturaspekt von Kultur arbeiten“ muss. Jürgen Bolten (2016a: 79) hat aus den beiden Begriffen ein Kompositum gebildet – *strukturprozessual* – und meint, dass das, was wir für die interkulturelle Forschung brauchen, „eine selbstreflexiv-strukturprozessuale Sichtweise“ ist, „die berücksichtigt, dass interkulturelle Prozesse immer auch Strukturen generieren.“

Wenn die vielen Migrationsgesellschaften von heute – freilich nicht nur dort – eine zunehmende kulturelle Vielfalt und Verschiedenheit zeigen, muss die Interkulturalitätsforschung diese Entwicklung ohne Zweifel aufgreifen und thematisieren. Es wäre aber kontraproduktiv, Kulturen deshalb auf lose „Deutungskollektive“ zu reduzieren. Das Ignorieren der Existenz von Nationalkulturen ist ebenso problematisch wie die Gleichsetzung von „Kultur“ und „Nationalkultur“. Wohl in diesem Sinne hat Jürgen Bolten (2016a: 78) die Kritik an den nationalkulturellen Vorstellungen relativiert und schreibt: „*Kultur* kann genauso gut als Nationalkultur wie als Organisations-, Gruppen- oder Paarkultur verstanden werden, wie umgekehrt die entsprechenden Akteure durch kulturelle Mehrfachzugehörigkeit und wechselnde Kontextbezüge charakterisiert sind. [...] Ein mehrwertig gedachter neuer Kulturbegriff relativiert Nationalkulturen, schließt sie aber keinesfalls aus.“ Diese Einsicht hat wohl mit der von ihm genannten „mehrwertigen“ Sichtweise zu tun, die auf multioptionalem Denken im Sinne eines „Sowohl-als-auch“ beruhen. Es ist sehr zu begrüßen, dass eine solche Sichtweise, die in der asiatischen bzw. chinesischen Wissenschaftstradition auf eine lange Tradition zurückblickt, nun auch in dem diesbezüglichen Diskurs in Deutschland auf fruchtbarem Boden fällt.

Es wächst inzwischen, wenn auch noch nicht so populär, ein Problembewusstsein, „dass die unterschiedlichen Definitionen von Kultur auch nicht unbedingt *konträr* sein müssen, sondern durchaus und häufig *komplementär*“ (Barmeyer 2011: 13). Komplementarität ist kein neuer Begriff, könnte für die aktuelle Interkulturalitätsforschung jedoch eine sinnvolle Idee sein, wenn die hier diskutierten, oft als Gegensätze gesehenen Aspekte als unterschiedliche Zugänge zur Analyse der interkulturellen Prozesse aufgefasst werden, die sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern als wechselseitige Bedingungen respektive Ergänzungen zu verstehen sind.

5.2 Eine offene und kritische Haltung

Der komplementäre Gedanke birgt auch ein großes Potential für den Austausch innerhalb des Fachs Germanistik. Für die Auslandsgermanistik ist ein reger Austausch mit den germanistischen Fächern in Deutschland von essentieller Bedeutung. Dennoch brauchen wir dabei eine offene, kritische Haltung und eine differenzierte Sichtweise gegenüber den verschiedenen in der muttersprachlichen Germanistik und ihren Bezugsdisziplinen entwickelten Ideen und Ansätzen. Gerade in einem fremdsprachenphilologischen Fach wie Germanistik oder Deutsch als Fremdsprache müssen wir sehr darauf achten, nicht jede neue Theorie oder neue Methode, ob sie sinnvoll oder noch so belanglos ist, sobald sie im muttersprachlichen Kontext

entwickelt worden ist, ohne eine kritische Überprüfung und Hinterfragung in die eigene Forschung aufzunehmen.⁶

Es gibt viele Themen und Problemfelder, die in Deutschland wie in China bedeutsam sind. Das Phänomen mit dem instrumentalistischen Zugriff auf interkulturelle Kompetenz zum Beispiel, das Joachim Matthes (1999) bereits vor mehr als zwanzig Jahren kritisch gesehen hat, trifft durchaus auch auf die Situation in China zu. In universitären Lehrveranstaltungen zum Thema „interkulturelle Kommunikation“ wie auch in der interkulturellen Trainingspraxis wird die Beschäftigung mit interkulturellen Themen wie so oft weniger als eine Bildungschance, sondern alleine in ihrer Funktionalität, d. h. in dem Nutzens- und Erfolgswert gesehen. Es wäre sehr zu empfehlen, sich mit diesem bisher kaum beachteten Problem wissenschaftlich auseinanderzusetzen. Dabei könnte auch der Vorschlag von Alois Moosmüller (2020: 24) eine sinnvolle Anregung sein, nämlich zu unterscheiden, „ob Interkulturalität als Problem gesehen wird, dass es zu lösen gilt, oder als Lernanlass, der persönliche und gesellschaftliche Veränderung und Entwicklung ermöglicht. Interkulturelle Kompetenz könnte demnach aus einem zweckorientierten (utilitaristischen) oder aus einem bildungsorientierten Blickwinkel konzeptualisiert werden.“

Es gibt ohne Zweifel auch Themen und Forschungsansätze, die angesichts der Situation und Entwicklung in Deutschland von herausragender Bedeutung sind, aber nicht unbedingt für jedes andere Land. Die Forschungsaktivitäten und die entsprechenden Diskurse über Migrationsbewegung etwa, die für das heutige China noch keine Herausforderung in vergleichbarem Ausmaß darstellen, könnten für die chinesische Germanistik dennoch ein interessantes Thema sein, auch wenn es dann aus einem etwas anderen Blickwinkel gesehen und interpretiert wird. Eine Auseinandersetzung mit den entsprechenden Diskursen würde sich auch deshalb lohnen, weil die Migrationsfrage zu unserem Wissen über Deutschland gehören soll und wir uns dadurch die Möglichkeit zu einer Partizipation an den Fachdiskursen verschaffen können.

Selbst mit denjenigen Ansätzen, die jede nationalkulturelle Prägung des Denkens und Handelns verwerfen, könnte eine eingehende Auseinandersetzung interessant und aufschlussreich sein. Wenn man angesichts der Tradition und Situation in China oder aus eigener Überzeugung solchen Ansätzen nicht Folge leisten kann und will, wäre es sinnvoll zu fragen, warum und wie solche Ansätze entstanden sind und welche fachlichen wie ideologischen Beweggründe diesen zugrunde liegen.

⁶ Vgl. die Diskussion im Zusammenhang mit der sprachwissenschaftlichen Forschung in China (Liang 2006: 42–47).

Bei der Mitwirkung an deutschsprachigen Fachdiskursen haben Fachvertreterinnen und Fachvertreter in der Auslandsgermanistik einen wesentlichen Vorteil: Man muss dabei denjenigen „Deutungskollektiven“, wie es inzwischen so schön heißt, nicht beipflichten, die „zwar beim Nachbarn Hahnenschrei und Hundegebell hören, aber ihr Lebtage lang nicht miteinander verkehren“ (chinesisches Sprichwort). Wir brauchen uns von einem solchen Korsett nicht einengen und versteifen zu lassen. Wir können stattdessen von allen „Schulen“ und „Kollektiven“ lernen, ihre Ideen und Ansätze sammeln, kritisch überprüfen und, wie man auf Deutsch sagt, „die Spreu vom Weizen sondern“, sobald sie ideelle Anregungen und methodische Instrumente liefern können, die für die eigene Forschung und für die wissenschaftliche Arbeit insgesamt auf sinnvolle Weise eingesetzt werden können.

Für die germanistische Lehre und Forschung im Ausland besteht die Aufgabe schließlich nicht nur darin, sich mit der deutschen Sprache und Literatur, mit Geschichte, Politik, Wirtschaft und Gesellschaft Deutschlands auseinanderzusetzen, sondern sich auch für einen interkulturell qualifizierten Austausch mit Deutschland einzusetzen. In diesem Sinne bin ich sehr dafür, was Gesine Lenore Schiewer (2020: 9) für eine interkulturelle Germanistik formuliert hat:

Gerade den Germanistinnen und Germanisten mit einer anderen Mutter- oder Erstsprache als dem Deutschen kommt unter anderem die wichtige Rolle zu, spezifische Themen, Forschungsfragen, -ansätze und -ergebnisse sowohl der Geschichte als auch der Gegenwart aus ihren jeweiligen muttersprachlichen Philologien und Forschungstraditionen in den gemeinsamen wissenschaftlichen Austausch einzubringen und so der deutschsprachigen Forschung vielfach überhaupt erst zugänglich zu machen.

Das bedeutet, dass wir nicht nur Ideenrezipienten, sondern auch Ideenspender sein können und müssen, im Sinne der interkulturellen Kommunikation.

5.3 Förderung der Diskursfähigkeit

Im Spektrum der neu gedachten Kulturkonzeptionen ist viel von Diskursfähigkeit bzw. von einem diskursiv-reflexiven Kulturverständnis die Rede. Dieser Ansatz, abgesehen von der tendentiösen Ablehnung jedes nationalkulturellen Bezugs, kann besonders aufschlussreich für einen interkulturell qualifizierten Fremdsprachen- bzw. Deutschunterricht sein. Kultur wird hier nicht mehr allein als ein Wissenssystem aufgefasst, sondern vor allem als eine „diskursive Praxis“ (Hu 2019: 21).

Nach dieser Grundidee haben wir, um ein konkretes Beispiel zu nennen, in der Deutschabteilung der Ocean University of China in Qingdao die Lehrveranstaltung „Landeskunde“ neu konzipiert. Wir sprechen nach wie vor von Deutschland und deutscher Kultur. Ziel des Seminars ist aber in erster Linie nicht die Vermittlung von

Faktenwissen, also Grundlagenwissen über die Entwicklung und Struktur Deutschlands, sondern die Befähigung der Studierenden zur reflexiven Auseinandersetzung mit den Diskursen über Deutschland und Deutsche. Inhaltlich werden Themen ausgewählt, die für die Gegenwartsgesellschaft Deutschlands allgemein von Relevanz sind und zugleich die kulturelle Heterogenität und Diversität, wie sie im heutigen Deutschland zu beobachten sind, mit berücksichtigen. Außerdem wird Wert auf diejenigen Themen gelegt, die nicht nur in Deutschland umstritten, sondern auch aus Sicht der chinesischen Studierenden diskutier- und streibar sind. Mithilfe verschiedener Unterrichts- und Übungsformen soll vor allem ein eigenständiges Lernen gefördert werden, bei dem nicht alleine das, was die Lehrkraft sagt und was in den deutschsprachigen Texten und Büchern steht, gilt, sondern die Initiative und Fähigkeit der Studierenden, sich zu den einzelnen Themen eigene Gedanken zu machen und entsprechend zu artikulieren. Auf diese Weise wird den chinesischen Studierenden zum einen die Gelegenheit gegeben, mögliche Deutungsmuster im Deutschen kennen zu lernen, und zum anderen wird die Fähigkeit der Studierenden gefördert, an Diskursen in der Fremdsprache partizipieren zu können (vgl. Altmayer 2017: 12). Im Seminar haben wir schließlich festgestellt, dass auch in einer diskursiv-reflexiv orientierten Lehrveranstaltung die interkulturell-vergleichenden Methoden durchaus eine breite Anwendung finden können. Das Einbringen der eigenen, individuellen wie kollektiven Differenzerfahrungen vonseiten der Studierenden in den Lernprozess ist nicht nur sinnvoll, sondern auch kaum vermeidbar.

Die Diskursfähigkeit ist für chinesische Germanistik-Studierende wie Lehrende auch in einem weiteren Problemfeld von Bedeutung, und zwar im Zusammenhang mit dem weitgehend negativen Chinabild, wie es momentan in den deutschen Medien konstruiert wird. In einer aktuellen Studie zum Thema „Die China-Berichterstattung in deutschen Medien im Kontext der Corona-Krise“⁷ stellen die Forscherinnen und Forscher fest:

Dass die gesellschaftliche Wahrnehmung Chinas in Deutschland von den hier geschilderten Tendenzen der Berichterstattung beeinflusst wird, lässt sich zum einen an einzelnen in den Medien berichteten rassistischen, zumeist verbalen Angriffen auf Chines*innen und Asiat*innen im öffentlichen Raum ablesen. Diese resultieren auch aus fehlendem Wissen über Chinas Kultur, Geschichte und die Lebensverhältnisse in China – Themen, die wenig verhandelt werden. Zum anderen kann die mediale Konstruktion vom „Feindbild China“ zu einer zunehmend ablehnenden Haltung der intellektuellen und politischen Elite gegenüber einem Dialog mit China sowie allen führen, die sich um die Berücksichtigung chinesischer Perspektiven in einem solchen Dialog bemühen. (Jia/Leutner/Xiao 2021: 60)

7 In dieser Studie haben die Forscherinnen und Forscher 5304 Beiträge aus sieben deutschen Printmedien im Zeitraum von Januar bis August 2020 zu China und Corona erfasst und analysiert. Siehe Jia/Leutner/Xiao 2021.

Die Auswirkung und der Einfluss des medial vermittelten Chinabildes bzw. des „Feindbild China“ ist ein interkulturell höchst brisantes Thema. Es ist für Germanistik-Studierende wie Lehrende wichtig und sinnvoll, auch im Sinne eines interkulturellen Austausches, zu lernen, sich mit solchen Diskursen kritisch auseinanderzusetzen.

Bei der Diskursfähigkeit geht es schließlich nicht nur darum, deutschsprachige Diskurse zu verstehen und zu deuten sowie über Deutschland und Deutsche sprechen und schreiben zu können. Im Sinne eines interkulturellen Austausches müsste dies auch die Fähigkeit umfassen, auf Deutsch über China und Chinesen zu sprechen und zu schreiben. Dafür braucht man ebenfalls eine interkulturell geprägte Diskursfähigkeit. Man muss zum einen in der Lage sein, eigene Standpunkte und Überzeugungen zu vertreten und zu präsentieren, und zum anderen muss man immer auch die Lebenssituationen, Interessen und Wertvorstellungen der deutschen Leser und Hörer im Blick haben und China sowie die chinesische Kultur narrativ auf eine Art und Weise derart präsentieren, dass deutsche Muttersprachler es inhaltlich wie sprachlich auch verstehen können.

Die Frage, wie eine Kultur zu verstehen und zu deuten ist, wird immer auch von der Perspektive der Akteure beeinflusst und mitbestimmt. Es ist daher von Bedeutung, die jeweiligen Perspektiven der Beteiligten zu reflektieren. Man müsste in einer realen Interaktionssituation ebenso wie bei einer Kulturanalyse sowohl die Kontextbedingungen als auch die eigene Position wie die Positionen des Kommunikations- und Kooperationspartners kontinuierlich diskursiv-reflexiv überprüfen (Liang 2021: 58). Die „Perspektivenreflexivität“, ein in der aktuellen Interkulturalitätsforschung viel beachtetes Thema, kann als wichtiger Bestandteil interkultureller Kompetenz angesehen werden.

Eine interkulturelle Kompetenz brauchen wir heute mehr denn je, und zwar nicht nur zur Bewältigung neuer Herausforderungen national wie international, sondern auch in der Interkulturalitätsforschung selbst.

Literaturverzeichnis

- Alleemann-Ghioda, Cristina. 2019. Enkulturation und Sprachen. In: Fäcke, Christiane/Meißner, Franz-Joseph (Hrsg.): *Handbuch Mehrsprachigkeits- und Mehrkulturalitätsdidaktik*. Tübingen: Narr Verlag. 33–37.
- Altmayer, Claus. 2017. Landeskunde im Globalisierungskontext: Wozu noch Kultur im DaF-Unterricht? In: Haase, Peter/Höller, Michaela (Hrsg.): *Kulturelles Lernen im DaF/DaZ-Unterricht. Paradigmenwechsel in der Landeskunde*. Göttingen: Universitätsverlag. 3–22.
- Assmann, Aleida. 2021. *Nation ist fast ein N-Wort geworden*. Interview mit DER STANDARD am 19.02.2021. www.derstandard.de/consent/tcf/story/20001242931 (zuletzt aufgerufen am 05.04.2022).

- Barmeyer, Christoph. 2011. Kultur in der Interkulturellen Kommunikation. In: Christoph Barmeyer/ Genkova, Petia/Scheffer, Jörg (Hrsg.): *Interkulturelle Kommunikation und Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Wissenschaftsdisziplinen, Kulturräume*. Passau: Verlag Karl Stutz. 13–35.
- Barmeyer, Christoph/Brede, Julia Ricart. 2020. Kulturbedingte Unterschiede mit Blick auf eine weltweite Krise: eine Analyse zum Umgang mit dem Coronavirus in unterschiedlichen Ländern. In: *PhiN-Beiheft* 24. 59–75.
- Bolten, Jürgen. 2016a. Interkulturelle Trainings neu denken. In: *interculture journal* 26 (15). 75–91.
- Bolten, Jürgen. 2016b. Interkulturelle Kompetenz – eine ganzheitliche Perspektive. In: *polylog. Zeitschrift für interkulturelles Philosophieren* 36. 23–38.
- Bosse, Elke. 2011. *Qualifizierung für interkulturelle Kommunikation: Trainingskonzeption und -evaluation*. München: Iudicium Verlag.
- Eberhardt, Jan-Oliver. 2013. *Interkulturelle Kompetenzen im Fremdsprachenunterricht. Auf dem Weg zu einem Kompetenzmodell für die Bildungsstandards*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag.
- Fischer, Veronika. 2003. Hinterfragung des Kulturbegriffs von Alexander Thomas. In: *Erwägen, Wissen, Ethik* 14 (1). 167–169.
- Geiger, Klaus F. 2003. Identitätshermeneutik – ein verlässlicher Ratgeber? In: *Erwägen, Wissen, Ethik* 14(1). 172–174.
- Haase, Peter/Höller, Michaela (Hrsg.). 2017. *Kulturelles Lernen im DaF/DaZ-Unterricht. Paradigmenwechsel in der Landeskunde*. Göttingen: Universitätsverlag.
- Henze, Jürgen. 2020. Horizonte der interkulturellen Kompetenzdiskussion. In: Moosmüller, Alois (Hrsg.): *Interkulturelle Kompetenz. Kritische Perspektiven*. Münster: Waxmann. 57–97.
- Hu, Adelheid. 2019. Sprachlichkeit und Kulturalität. In: Fäcke, Christiane/Meißner, Franz-Joseph (Hrsg.): *Handbuch Mehrsprachigkeits- und Mehrkulturalitätsdidaktik*. Tübingen: Narr Verlag. 17–24.
- Jia, Changbao/Leutner, Mechthild/Xiao, Minxing. 2021. *Die China-Berichterstattung in deutschen Medien im Kontext der Corona-Krise*. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Liang, Yong. 1993. Zur Fremdheitsproblematik in der interkulturellen Fachkommunikation. In: Wierlacher, Alois (Hrsg.): *Kulturthema Fremdheit. Leitbegriffe und Problemfelder kulturwissenschaftlicher Fremdheitsforschung*. München: Iudicium Verlag. 153–171.
- Liang, Yong. 2003. Kulturelle Optik und interkulturelle Kompetenz. In: *Erwägen, Wissen, Ethik* 14(1). 187–189.
- Liang, Yong. 2006. Sinologische Aspekte einer interkulturellen Linguistik. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache. Intercultural German Studies*. Band 32. 33–51.
- Liang, Yong. 2021. Übersetzen als interkulturelles Handeln. In: *Interkulturelles Forum der deutsch-chinesischen Kommunikation* 1 (1). 41–60.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen. 2005. *Interkulturelle Kommunikation*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Matthes, Joachim. 1999. Interkulturelle Kompetenz. Ein Konzept, sein Kontext und sein Potential. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 47(3). 411–426.
- May, Claudia. 2021. Die Legende vom Sparen. In: *Deutsch perfekt* 4. 24–25.
- Moosmüller, Alois. 2007. Interkulturelle Kommunikation aus ethnologischer Sicht. In: Moosmüller, Alois (Hrsg.): *Interkulturelle Kommunikation. Konturen einer wissenschaftlichen Disziplin*. Münster: Waxmann. 13–49.
- Moosmüller, Alois. 2020. Inerikulturelle Kompetenz: Konzepte, Diskurse, Kritik. In: Moosmüller, Alois (Hrsg.): *Interkulturelle Kompetenz. Kritische Perspektiven*. Münster: Waxmann. 17–42.
- Müller-Jacquier, Bernd. 2004. „Cross-cultural“ versus Interkulturelle Kommunikation. Methodische Probleme der Beschreibung von Inter-Aktion. In: Lüsebrink, Hans-Jürgen (Hrsg.): *Konzepte der Interkulturellen Kommunikation. Theorieansätze und Praxisbezüge in interdisziplinärer Perspektive*. St-Ingbert: Röhrig Universitätsverlag. 69–113.

- Rathje, Stefanie. 2016. Interkulturelle Kompetenz – Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts. In: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 11. 1–21.
- Schiewer, Gesine Lenore. 2020. Vorwort zur Reihe Interkulturelle Germanistik. In: Cornejo, Renata/Schiewer, Gesine Lenore/Weinberg, Manfred (Hrsg.): *Konzepte der Interkulturalität in der Germanistik weltweit*. Bielefeld: transcript Verlag. 9–13.
- Schumann, Adelheid. 2019. Landeskunde im Kontext von Mehrkulturalität und Globalisierung. In: Fäcke, Christiane/Meißner, Franz-Joseph (Hrsg.): *Handbuch Mehrsprachigkeits- und Mehrkulturalitätsdidaktik*. Tübingen: Narr Verlag. 192–195.
- Schweiger, Hannes/Hägi, Sara/Döll, Marion. 2015. Landeskundliche und (kultur-)reflexive Konzepte. Impulse für die Praxis. In: *Fremdsprache Deutsch. Zeitschrift für die Praxis des Deutschunterrichts* 52. 3–10.
- Statistisches Bundesamt. 2021. *Migration und Integration*. www.destatis.de (zuletzt aufgerufen am 20.03.2021).
- Straub, Jürgen/Niebel, Viktoria. 2021. *Kulturen verstehen, kompetent handeln. Eine Einführung in das interdisziplinäre Feld der Interkulturalität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Thomas, Alexander. 2011. Das Kulturstandardkonzept. In: Wilfried Dreyer/Ulrich Hößler (Hrsg.): *Perspektiven interkultureller Kompetenz*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. 97–124.

Angaben zur Person

Prof. Dr. Yong Liang, Professor für Sinologie an der Universität Trier. Zurzeit: Ocean University of China, German Department. Forschungsschwerpunkte: Moderne Sprachwissenschaft, Wirtschafts- und Wissenschaftskommunikation, interkulturelle Beziehungen und Fachsprachenlinguistik.